

Galerie NEU Philippstr. 13, 10115 Berlin-Mitte

Ausstellungseröffnung Birgit Megerle

Ausstellungsdauer: 19.September bis 28.Oktober

Eröffnung der Ausstellung: Samstag, den 16.September ab 18 Uhr

Totes Leben

Die Farbe „Grau“ gehört zu den Nicht-Farben und verheißt gewöhnlich Konzeptualität. Denn anstelle des Mediums „Malerei“, das sich ja traditionell über Farbigkeit, Farbkontraste, unterschiedliche Farbwerte etc. bestimmt, tritt die viel entscheidendere Frage in den Vordergrund, *wie* mit diesem Medium verfahren wurde. Zahlreiche Maler/innen der Nachkriegszeit – von Gerhard Richter bis hin zu Albert Oehlen – haben entweder programmatisch graue Bilder produziert oder Phasen monochromer grauer Bilder durchlaufen, deren konzeptuelle Anmutung interessanter Weise erst Recht ein hohes Maß an Gestik und „Geschmiere“ erlaubte. Im „Grau“ ist aber auch die Nähe zur Graukörnigkeit der Photographie semantisch aufgehoben. Dem entsprechend signalisieren die neuen Bilder von Birgit Megerle mit den in ihnen vorherrschenden Grautönen, dass sie auf einer photographischen Vorlage basieren. Diese wurde allerdings nicht 1:1 umgesetzt, sondern in extrem künstlich wirkende Bildarrangements überführt, die sich aus unterschiedlichen Versatzstücken (Figuren, urbane Räume, Architekturfragmente) zusammensetzen. Entfernt fühlt man sich an die schroffen räumlichen Aufteilungen der Bilder De Chiricos erinnert, so wie die schablonenhaft wirkenden Figuren mit der Ästhetik der Neuen Sachlichkeit kommunizieren. Durch den matten, kühlen, irgendwie neblig und opak wirkenden Farbauftrag und die besagten Grautöne entsteht aber auch der Eindruck, dass diesen Bildern jegliches Leben, jegliche Lebendigkeit förmlich entzogen wurde – ein Eindruck, den die starren Posen der Figuren, sowie die Einschübe von Rasterstrukturen in Form von Architekturfragmenten (Betonmauern, Steintreppen) noch verstärken. Die Atmosphäre dieser Bilder ließe sich auf die Formel „künstlich, steif und Bühnenhaft“ bringen, wenn nicht die Kleidung so sorgfältig, wenn nicht sogar liebevoll und plastisch gemalt worden wäre. Durch diese malerischen Zonen tritt „Leben“ wieder ein.

Megerles Bilder sind tot *und* lebendig zugleich. So, wie ihnen Leben und zwar auf vielfältige Weise (etwa durch Grautöne und die collagenhafte Zusammenstellung unterschiedlicher Elemente) entzogen wurde, stellen sie zumeist Frauenfiguren dar, die mit ihren dynamischen und forschenden Posen Zielstrebigkeit oder Handlungsbereitschaft – also eine Hinwendung zum Leben - signalisieren. Zuweilen übernehmen sie Rollen, die traditionell Männern zugeschrieben wurden – etwa die (ja immer noch eine Ausnahme darstellende) Filmemacherin oder die amazonenhafte Frau mit Bogen, die die Pose des (männlichen) Cupido eingenommen hat. So künstlich und wie eingefroren diese Posen auch wirken mögen, weisen sie doch immer auf ein Geschehen *außerhalb* der Bilder hin. Dies nicht zuletzt aufgrund der Blickregime und Blickachsen, die häufig aus dem Bild herausführen. So als wären diese Figuren jederzeit dazu bereit, das Leben samt seiner Möglichkeiten und Zwänge auf sich zu nehmen, das in die Bilder ohnehin schon eingetreten ist. Für eine solche Deutung spricht zudem, dass es sich bei den dargestellten Figuren oftmals um enge Freund/innen von Megerle handelt, wodurch der Lebensbezug in dem selben Maße latent bleibt, wie er durch die offensichtliche Künstlichkeit dieser Arrangements unterbunden wurde. Diese Bilder wirken leblos und sind zugleich mit Leben angereichert.

In dieser Doppelbewegung liegt meines Erachtens die Besonderheit von Megerles Ansatz: Einerseits entzieht sich ihre Produktion dem derzeitigen bioökonomischen Imperativ, der besagt, dass der Künstler sein Leben offenbaren, sich aber auch sozial zeigen und präsent sein

müsse, da er unausgesetzt Kontakte knüpfen und kommunizieren müsse. Statt wie ein „Operator“ zu agieren, optiert Megerle in dieser Hinsicht für ein gewisses Maß an Zurückgezogenheit.

Das bedeutet natürlich nicht, dass sie nicht ihrerseits über ein internationales Netzwerk aus Künstlerfreund/innen verfügen würde, mit denen sie regelmäßig Kooperationen eingeht und gemeinsam ausstellt. Zugleich setzt sie auf eine Bildproduktion, die auf den ersten Blick nicht unmittelbar mit ihrem Leben oder mit ihrer Person in einen Zusammenhang zu bringen ist. Bei genauerer Betrachtung hat diese Bildproduktion aber doch viel mit ihrer eigenen Platzierung in einem bestimmten sozioökonomischen und urbanen Kontext zu tun. Freund/innen treten auf, die Grenzen und Zumutungen, die sich mit dem Leben in einer urbanen Umgebung verbinden, werden metaphorisch (als klaustrophobisch wirkende Betonwelt oder Mauern, an die man ständig stößt) verhandelt. Neben einer Art Mauer des Schweigens, die diese Bilder schon dadurch errichten, dass sie trotz ihres figurativen Charakters keine auf Anheb nachvollziehbare Narration präsentieren, sind es die uns umgebenden gesellschaftliche Zwänge und Möglichkeiten, die in ihnen ausgehandelt werden.

Isabelle Graw